

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Tapfer und treu bis an's Ende

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Tapfer und treu bis an's Ende.



Die Schweizer sind stolz auf ihren Arnold von Winkelried, der doch nur ein Phantastiebild ist, und nur im Liede sich die feindlichen Lanzen in die Brust gestossen hat. Wie manchen deutschen

Winkelried hat der letzte Franzosenkrieg gesehen, der, die feindlichen Bajonnette in der Brust, einsam verblutet ist, ohne daß ein Lieb seine That verherrlicht. Und wie mancher todwunde deutsche Krieger war noch auf dem blutgetränkten Stroh einer Scheune oder eines Stalles bis zum letzten Augenblicke ein Held, und hat noch mit dem letzten Schlage seines Herzens eine That gethan, die werth ist, daß sein Name in die dankbaren Herzen des deutschen Volkes eingegraben werde, zum ewigen Gedächtnisse. Und wie wenige dieser Heldenthaten auf dem Sterbebette sind zur Kenntniß des deutschen Volkes gekommen. Wer eine solche That weiß, dessen Pflicht ist es, sie der Vergessenheit zu entreißen; es ist ja nur ein kleiner Tribut der Dankbarkeit. Der Hinfende weiß eine solche That. Sie ist ihm erzählt worden, bei den "Vären" in Karlstrube von einem preussischen Kriegsbeamten, der Augenzeuge der herzerschütternden Begebenheit war.

Der Kriegsbeamte möge dir Begebenheit selbst erzählen:

Von früherer Zeit her kannte ich einen Offizier, von Koschembahr, hieß er; ich lernte ihn lieben, denn er war ein tapferer Soldat und ein edler, liebenswürdiger Mensch. Wir wurden Freunde. In der Schlacht bei Gravelotte war das schleswigsche Infanterie-Regiment Nr. 84 stark theilhaftig, und zu meinem großen Kummer erfuhr ich, daß mein Freund, Hauptmann von Koschembahr, schwer verwundet sei.



„Nun wollen wir auch als tapfere Soldaten sterben.“

Ich suchte ihn den ganzen Nachmittag, ich durchstöberte alle Spitäler, durchsuchte alle Häuser, in denen Verwundete lagen; endlich Abends fand ich ihn. Er lag in einer Scheune auf einem Bündel Stroh; er war mit einem Mantel zugebedt und sein Haupt ruhte auf einem Tornister. Rings um ihn lagen Verwundete seines Regiments.

Als er mich sah, streckte er mir die Hand entgegen und ein Lächeln verklärte seine Züge. Ich ließ mich an seinem Lager nieder und ergriff seine Hand. „Theurer Freund! wie habe ich Sie gesucht. Und muß ich so Sie finden! Ich sehe keinen Arzt; sind Sie schon verbunden?“

Ein Schatten flog über seine Züge, aber mit ruhiger fester Stimme sagte er: „Lieber Freund, Dank für Ihre Sorge, aber mit mir ist es vorüber, ich habe nur noch wenige Stunden zu leben.“ Dabei lüftete er den Mantel, und ich schauderte, als ich die furchtbare Wunde sah; ein Granatpfitter hatte ihm den Leib aufgerissen. Meine Kehle war wie zusammengeschnürt, ich brachte keine Silbe heraus; ich beugte mich nur über ihn, und küßte ihn auf die edle Stirne. Als ich wieder Worte fand, fragte ich ihn, ob er keine Wünsche habe, ob ich ihm keinen Dienst erweisen könne.

„Doch, mein Freund“, sagte der Verwundete, indem er sich mühsam aufrichtete, „ich habe eine Bitte. Hier neben mir liegt mein braver Feldwebel Hübner. Er ist töblich verwundet, wie ich. Ich bin Junggeselle, habe kein Familie, keine nähere Verwandte; Hübner aber hinterläßt Weib und Kinder und — diese — sollen Erben — meines Vermögens sein.“ Die Rede hatte ihn ergriffen und erschöpft sank er auf sein Lager zurück.

Ich hob meine Feldflasche an seinen Mund; er trank in gierigen Zügen. Der Trunk hatte ihn gestärkt: „Dank, mein Freund. Nehmen Sie meine Brieftasche, und schreiben Sie;“ und mit ruhiger Stimme bittete er:

„Mein letzter Wille. Ich vermache mein ganzes Vermögen, bestehend in Staatspapieren und baarem Gelde, welche bei meinem Banquier M... in Sch... beponirt sind, sowie mein gesamtes Mobiliar der Wittve und den Kindern meines rader Feldwebels Hübner, vom 84. Infanterie-Regiment, der auf dem Felde der Ehre geblieben ist.“

Gravelotte, den 18. August 1870.

Und nun lassen Sie mich unterzeichnen.“ Und mit fester Hand unterschrieb er.

„von Koschembahr, Hauptmann beim schleswigschen Infanterie-Regiment Nr. 84.“
 „Sie, mein Freund, sind mein Testamentvollstrecker.“
 Neben dem Schmerzenslager des Hauptmannes lag sein Feldwebel Hübner. Der bleiche Mann mit dem roth-blonden Barte hatte mit großen starren Augen die Scene neben ihm betrachtet; er schien das Leben nicht recht zu

verstehen; als aber von Koschembahr das Testament dik-
tirte, da belebte eine flüchtige Röthe sein bleiches Gesicht,
und zwei Thränen liefen ihm die Wangen hinab. „O
mein Hauptmann“, sagte der Mann und erhob die Hände.
Er war zu schwach sich aufzurichten.

Der Hauptmann aber reichte seinem Feldwebel die Hand:
„So, Hübner, wir beide haben bis jetzt als brave Sol-
daten gedient, für König und Vaterland unsere Pflicht
gethan, nun wollen wir auch als tapfere Soldaten
sterben.“

In derselben Nacht noch verschied der Hauptmann in
meinen Armen.

Sein Feldwebel Hübner war 2 Stunden vor ihm ge-
storben. Der Mann starb mit einem Lächeln auf dem Ge-
sichte, war doch die Sorge für Weib und Kinder von sei-
ner Seele genommen.“

Das ist die Geschichte von Hauptmann von Koschembahr
und seiner letzten That. Wir wollen seinen Namen auf
die Ehrentafel des deutschen Volkes schreiben.

Die Weihnachtsbescherung.

„Wo ist denn Bijou geblieben?“ fragte die Frau

Medicinalrath
Krüger ihr Haus-
mädchen Liesel,
das eben in die
Stube trat, um
den Theetisch zu
decken.

„Der Bijou? —
Herrjott, der Kö-
ter muß sich noch
im Garten rum-
treiben!“

„Aber Liesel,“
entgegnete die Me-
dicinalrätthin in-
dignirt — „zunächst
weist Du, daß ich
es gar nicht liebe,
wenn Du dieses rei-
zende Thierchen, ei-
nen echten engli-
schen Wachtelhund,
ein mir so theures
Weihnachtsgeschenk
meines lieben
Mannes, „Köter“
nennst — ein wahr-
haft recht unpassen-
der und roher Aus-
druck! Dann habe
ich Dir aber auch ein
für allemal befohlen, Bijou nicht im Garten zu lassen.“

„Aber inäbige Frau, Sie haben mich ja vor zwei
Stunden selbst gesagt, id solle ihn 'mal ein Weilchen
'rauslassen!“

„Sind zwei Stunden ein Weilchen? — obenein bei
der Winterkälte und dem Schnee, der draußen liegt?
— das arme zarte Thier kann den Tod davon haben.
Du weißt auch recht gut, daß Du Bijou in solchen Fällen
an der Leine halten sollst, und —“

„Na, schon jut, inäbige Frau! — id will ihn nur
lieber gleich wieder holen!“

Liesel verschwand sehr schnell, und die Medicinalrätthin
schüttelte, während sie die Theetassen zurechtstellte, den
Kopf, einmal über die schlechten Manieren ihres sonst bra-
ven und sehr brauchbaren Dienstmädchens, dann über die Er-
kältung, die sich Bijou möglicherweise zugezogen haben könnte.



„Dat is niederträchtig! —
Dat is zu niederträchtig!“
Liesel, und der Lieutenant v. Sporenklang brachte ihm jedes-
mal einen Bonbon oder ein Stück Zucker mit.

Soviel über das Haus und die Familie! —

Als Liesel ungewöhnlich lange ausblieb, wurde die Me-
dicinalrätthin unruhig, trat an eines der nach dem Garten
führenden Fenster, und zog das schon niedergelassene
Rouleau noch einmal auf; indessen war es schon zu finstern
geworden, als daß man eine Spur von Bijou oder
Liesel hätte entdecken können.

Seufzend wandte sie sich wieder ab; da stürzte Liesel
recht ungefüm in das Zimmer. Sie rang die Hände,
warf sich ganz respektwidrig auf einen Stuhl an der
Thüre, führte die Schürze an die Augen und jammerte
schluchzend:

„Dat is niederträchtig! — Dat is zu niederträchtig!“

Es war ungefähr vierzehn Tage vor Weihnachten und
jetzt gegen fünf Uhr. Um halb sechs pflegte ihr Gemahl
von seinen ärztlichen Visiten in der Stadt heimzukehren,
um sechs Uhr fast allabendlich der Lieutenant Sporen-
klang, ein weikläufiger Beter, der schon seit geraumer
Zeit zum Hausfreunde avancirt war, zu erscheinen und
den Abend dann mit dem Ehepaare bei Thee, Whist
oder interessanter Konversation zuzubringen. Es spricht
stets für einen jungen Lieutenant, wenn er seine Abende,
derartigen Familienunterhaltungen widmet, anstatt in
den Hotels, Bier- oder Weinstuben zu sitzen.

Der Medicinalrath Krüger war ein sehr geachteter
und beliebter Arzt, und noch kein alter Mann; die
Fünfszig hatte er noch nicht ganz erreicht. Er erfreute
sich auch einer recht hübschen Wohlhabenheit, — Haus
und Garten waren sein schuldenfreies Eigenhum, — und
einer liebenswürdigen Gattin, etwa zehn Jahre jünger
wie er, welche Viele noch schön fanden, — und nicht mit
Unrecht, denn sie besaß eine schlanke, sehr wohlgebildete
Figur, die sie mit Geschmack zu kleiden wußte, ein feines,
ausdrucksvolles Gesicht von frischer Farbe, blaue Augen
und prächtiges röthlich-blondes Haar, dessen reiche Fülle
leicht einen „heutzutage nicht mehr ganz ungewöhnlichen“

Verdacht aufkom-
men lassen konnte;
aber so schlecht
wie die Welt auch
sein mag, sagte sie
der Frau Medici-
nalarath doch keine
andere Falschheit
nach.

Was Bijou an-
betraf, — kein Wun-
der, daß man sich
ein Schooßhünd-
chen anschafft, wenn
man keine Kinder
besitzt, — so war er
ein vorjähriges
Weihnachtsgeschenk
des Medicinal-
rathes an seine
Frau, und dieselbe
hat ihn von erster
Jugend an mit
allen Mühen und
Freunden aufgezo-
gen; die Herzen bei-
der Gatten hingen
zärtlich an dem
hübschen, klugen
und braven Thiere;
selbst Liesel hatte es

lieb, und der Lieutenant v. Sporenklang brachte ihm jedes-
mal einen Bonbon oder ein Stück Zucker mit.

Soviel über das Haus und die Familie! —

Als Liesel ungewöhnlich lange ausblieb, wurde die Me-
dicinalrätthin unruhig, trat an eines der nach dem Garten
führenden Fenster, und zog das schon niedergelassene
Rouleau noch einmal auf; indessen war es schon zu finstern
geworden, als daß man eine Spur von Bijou oder
Liesel hätte entdecken können.

Seufzend wandte sie sich wieder ab; da stürzte Liesel
recht ungefüm in das Zimmer. Sie rang die Hände,
warf sich ganz respektwidrig auf einen Stuhl an der
Thüre, führte die Schürze an die Augen und jammerte
schluchzend:

„Dat is niederträchtig! — Dat is zu niederträchtig!“